





Redigirt von Eduard Maria Dettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen.
 Jährlicher Pränumerationspreis: 5 $\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

Illustrationen deutscher Classiker.

(Fortsetzung von Nummer 27.)

4. Schillers „Glocke“.



Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
 Er stürmt ins Leben wild hinaus,
 Durchmüht die Welt am Wanderstabe,
 Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
 Und herrlich in der Jugend Prangen,
 Wie ein Gebild aus Himmelsköh'n,
 Mit züchtigen, verschämten Wangen
 Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.

5. Schillers „Räuber“. (II. Akt, 3. Szene.)



Karl Moor. Ich gebe, mich in irgend einer Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt!

6. Schillers „Wallensteins Tod“. (III. Akt, 18. Szene.)



Wallenstein. Max, bleib' bei mir!

7. Schillers „Fiesco“. (V. Akt, 16. Szene.)



Fiesco. Was zerrst Du mich am Mantel? — er fällt!

Verina (mit fürchterlichem Hohn). Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (Er stürzt ihn ins Meer.)

(Wird fortgesetzt.)

Der Cardinal Richelieu als Theaterdichter.

Novelle (nicht aus dem Französischen) von E. M. Dettinger.

(1635.)

I.

Wir stehen vor dem Palais Cardinal. Von allen Zimmern dieses Schlosses ist nur noch ein einziges hell.

In diesem Zimmer, dessen ganze Einrichtung den Stempel medicaischer Ueppigkeit trägt, sitzen an einer runden Tafel sechs Männer, welche ich der Reihe nach meinem Leser ungesäumt vorstellen will.

Der König dieser kleinen Tafelrunde, der auf einem mit violettem Sammet überkleideten Lehnstuhle sitzt, ist der Cardinal Herzog Armand du Plessis-Richelieu, der fünfzigjährige Atlas, auf dessen Schultern der Thron des dreizehnten Ludwigs, in dessen Händen das Schicksal von ganz Frankreich ruht, jener ehrgeizige Richelieu, der, nicht zufrieden mit dem Purpur der geistlichen und weltlichen Macht, auch nach dem Lorbeer strebt, womit die Muse der Dichtkunst die Schläfe ihrer Lieblinge schmückt.

In einiger Entfernung zur Rechten des Cardinals erblicken wir Herrn François le Metel de Boisrobert, den Staatsrath und Lustigmacher Seiner Eminenz, eine lebendige Encyclopädie tausend närrischer Einfälle, womit er die Runzeln seines hohen Gönners so gut zu glätten versteht, daß Citois, der Leibarzt des Cardinals, als dieser sich mit seinem Hofnarren überworfen, ihm keine andere Arznei als „recipe Boisrobert“ verschrieben hatte.

Neben Boisrobert sehen wir Herrn Guillaume Colletet, einen Dichter, der einige mittelmäßige Oden und Sonette geschrieben hat.

Der Nachbar Colletets ist Herr Claude de l'Estoile, ein Bühnendichter, der seit fünf Jahren an einem Lustspiele, „l'Intrigue des Filoux“, arbeitet und nicht damit fertig werden kann, ein Dichter, der, wie Montagne, jede Szene seiner Haushälterin vorliest, die von der Poesie nicht mehr, aber auch nicht weniger, als ein Mondkalb von der Astronomie versteht.

Neben l'Estoile sitzt Herr Jean de Rotrou, der Scribe jener Zeit, ein Lebemann und leidenschaftlicher Spieler, der oft, wenn er Geld braucht, in einer Nacht ein Stück schreibt und auf diese Weise schon mehr als dreißig aus dem Ärmel geschüttelt hat.

Links vom Cardinal begrüßen wir in Herrn Pierre Corneille, der schon als junger Mann von neunzehn Jahren „Melite“, ein fünftaktiges Lustspiel in Versen, geschrieben hatte, das seit einem Jahrzehend eine Zierde des Repertoire geblieben, ein aufgehendes Gestirn, dessen Talent Niemand mehr bewundert, aber auch Keiner mehr beneidet, als der Cardinal von Richelieu, dem jeder neue Triumph Corneille's eine schlaflose Nacht bereitet.

Diese fünf Männer, denen Seine Eminenz den Plan zu einem von ihm erfundenen Lustspiele, „les Thuilleries“, mitgetheilt, hatten diesen Plan en compagnie ausgearbeitet, und die Ausarbeitung selbst in dieser Nacht dem Gutachten des Cardinals vorgelegt.

Boisrobert, der manche Szene, an welcher Richelieu etwas zu verbessern fand, drei bis vier Mal vorlesen mußte, war nicht wenig froh, als die Leseprobe ihrem Ende nahte.

— Messieurs, sagte der Cardinal, Ihr habt Eure Sache gut gemacht. Ich werde nun dafür Sorge tragen, daß Euer Stück, oder vielmehr das meine, sofort in Szene gesetzt werde. Das Lustspiel wird und muß gefallen, denn die Idee ...

— Ist von Ew. Eminenz, mithin eminent, bemerkte Boisrobert, der sich in Wortspielen gefiel.

Richelieu fühlte sich dadurch ungemein geschmeichelt.

— Ich bin neugierig zu erfahren, sagte er, welchen Eindruck unser Lustspiel auf unsern großen Kunstrichter, Herrn Teophrast Renaudot, machen wird.

— Der gute Mann, erwiderte Rotrou, versteht von der Poesie leider nicht viel mehr, als der Blinde von der Farbe.

— Der Schuster hätte bei seinem Leisten bleiben sollen, meinte Colletet.

— Aus Mangel an Kranken, fügte l'Estoile hinzu, hat er der Medizin den Rücken gekehrt und das Zeitungsschreiben erfunden.

— Das heißt, interpretirte Boisrobert, er verschreibt jetzt seine Latwerge in Form von Journal-Artikeln.

— Der Doctor Renaudot, entgegnete Corneille, ist ein Mann von großem Wissen. Man kann ein mittelmäßiger Arzt und dessen ungeachtet ein geistreicher Mann sein. Mir wenigstens scheint seine „Gazette de France“ eben so belehrend als unterhaltend. Er giebt uns zwar manchmal bittere

Pillen zu verschlucken. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß er gar häufig den Nagel auf den Kopf trifft.

— Clericus clericum non decimat, antwortete Boisrobert: der Doctor lobt Herrn Corneille und Herr Corneille lobt den Doctor.

Der Cardinal, neidisch auf den Weibrauch, den Renaudot dem Genius Corneille's gestreut, belächelte den Witz seines Hofnarren.

— Ich würde ihn, erwiderte der Dichter der „Medea“, auch dann noch loben, wenn er mich tadelte; denn ein belehrender Tadel hat nichts Kränkendes für mich.

— Tadeln aber kann auch jeder Dummkopf, sagte Rotrou.

— Ich für meinen Theil, entgegnete Corneille, bin der Meinung, daß zum Tadeln mehr Geist als zum Loben gehört; ich kann selbst das schlechteste Machwerk gut finden aus dem einfachen Grunde, weil es mir gefällt; der Tadel aber muß, wenn er überzeugen soll, strenger motivirt sein als das Lob.

— Also hat Herr Renaudot Ihre „Medea“ wohl nur darum gelobt, weil sie ihm gefallen hat?

— Herr Boisrobert will damit gesagt haben, daß meine „Medea“ ein schlechtes Machwerk sei. Ich ehre jede Ansicht, denn der Geschmack ist verschieden. Ihre Tragicomödie „Pirandre et Lisimene“ wurde vom Publikum wenig oder gar nicht goutirt; mir hat sie gefallen.

— Wirklich? fragte der Spötter, der urplötzlich aus der Rolle fiel. Sehen Sie, das freut mich.

— Du bist ein eitler Narr, sagte der Cardinal, den es sehr verdroß, daß der Witzbold sich durch ein Schmeichelwort Corneille's so leicht bethören ließ. Man muß, fuhr er fort, auf das Lob eines Einzelnen nie allzugroßes Gewicht legen. Der einzig competente Richter ist das Publikum.

— Gestatten mir Ew. Eminenz die Bemerkung, daß ich in diesem Punkte keinesweges Ihre Ansicht theile, antwortete Corneille. Schon der alte Horaz hat das Publikum mit einem Ungeheuer verglichen, das viel Köpfe, aber wenig Sinn hat. Wenn man annimmt, daß unter je zehn Menschen höchstens zwei ein kunstgerechtes Urtheil haben, so gelangt man zu der Einsicht, daß sich unter fünfhundert Zuschauern in der Regel vierhundert Schwachköpfe befinden, die keines Urtheils fähig sind. Ich, für meinen Theil, bekenne, daß die Anerkennung eines einzigen geistreichen Mannes mich mehr ermuntert, als das Lob des großen Haufens.

— Die alten Dichter Griechenlands, sprach der Cardinal, dachten in diesem Punkte weit richtiger. Der Beifall der großen Masse war das Ziel, nach dem sie strebten. Aristophanes, dessen geißelnde Satyre selbst die Götter nicht verschonte, war entzückt, als das Volk von Athen ihm nach der Auführung seiner „Wolken“ eine Delbaumkrone decretirte. Aeschylos feierte seinen schönsten Triumph, als bei der Darstellung seiner „Eumeniden“ die schwangern Weiber, von den Schrecken seines Trauerspiels gefoltet, ohnmächtig fortgeschleppt werden mußten. Einen ähnlichen Eindruck machte die „Andromache“ des Euripides. Der neunzigjährige Sophokles starb vor Freude, als man ihm die Nachricht brachte, daß seine „Antigone“ bei den olympischen Spielen den Preis davon getragen. Die Anerkennung eines Einzelnen verhallt ohne Spuren; der Beifall einer ganzen Nation lebt fort durch alle Zeiten. Doch genug davon für heute; Mitternacht ist längst vorüber, mein Geist sehnt sich nach Ruhe.

Die Tafelrunde erhob sich und verließ gleich darauf das Palais Cardinal.

II.

Acht Tage später erhielt jeder der fünf Autoren von Seiten Seiner Eminenz folgendes Handbillet:

»Wir sprachen neulich von den Dichtern Griechenlands. In der Nebenlage erhalten Sie, als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit, eine seltene Ausgabe des Euripides, die Ihnen, wegen der von mir beigelegten Kupfer, vielleicht nicht ganz unwillkommen sein wird.

Richelieu.«

Es war eine Ausgabe von Aldus vom Jahre 1503. Jedem Exemplare waren fünf Kupfer beigelegt. Jedes dieser fünf Kupfer war eine sauber gestochene Anweisung auf tausend Livres; zusammen also ein Geschenk von 25,000 Livres.

Es giebt noch heut zu Tage Cardinäle und Minister, aber keinen Herzog Armand du Plessis-Richelieu.

III.

Drei Monate später fand bei Hofe die erste Aufführung des von Richelieu entworfenen und von seinen fünf Mitarbeitern ausgeführten Lustspiels „les Thuilleries“ statt. Der Cardinal hatte das Stück mit feenhafter Pracht in Szene setzen lassen. Mitten im Zuschauerraume war eine sogenannte „banc des auteurs“ für die Herren Boisrobert, Rotrou, Colletet, L'Etoile und Corneille aufgestellt.

Nicht fern von diesem fünfblättrigen Kleeblatt saß Herr Doctor Theophrast Renaudot, der erste Journalist Frankreichs, der Gründer der (noch jetzt bestehenden) „Gazette de France“, der von Ludwig XIII. das Privilegium zur Herausgabe dieser Zeitung für sich und seine Erben erhielt. Herr Renaudot liebte, wie jeder Journalist, das Geld und obgleich seine Patienten und Leser für ihn sehr einträgliche Renten waren, von denen er sorgenfrei leben konnte, schien er damit doch so wenig zufrieden, daß er nebenbei noch — quel horreur! — wie ein Jude auf Pfänder lieb.

Mehr noch als sein Geist und Wiß machte ihn seine Habsucht verhaßt; Renaudot aber, in dem jeder Zoll ein Zeitungsschreiber war, dachte wie Caligula: oderint dum metuant (mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten). Und was wahr ist, ist wahr. Es gab damals wenig Menschen in Paris, die so sehr gefürchtet wurden, als der Herausgeber der „Gazette de France“. Es zitterten alle Schauspieler, von Mondori bis hinab zum letzten Statisten, vor dem kritischen Gänsekiel des Doctors Renaudot. Alle Schauspielerinnen, von der ersten Heldin bis herab zur letzten Choristin, machten ihm, oder richtiger gesagt, seinem Journale den Hof. Er wiederum liebte Alle, aber ganz besonders die kleine, blauäugige, weißhalsige, purpurlippige Soubrette, die reizende Demoiselle Elsie, die sich sehr geschmeichelt fühlte, daß sie bei Abfassung seiner Kritiken dann und wann ein Wort mitzureden hatte und gar häufig zu schmolzen pflegte, wenn der Doctor eine ihrer Nebenbuhlerinnen mehr als sie selbst gelobt hatte. Man sieht aus diesen kurzen Andeutungen, daß Alles damals gerade nicht besser war, als es jetzt ist. Ich will eher zugeben, daß die Zeiten als die Menschen sich ändern. Letztere, glaube ich, bleiben sich, mit wenigen Ausnahmen, zu allen Zeiten gleich. In jedem Zeitalter suchten die Phrynen Allen, edlere Frauen aber stets nur Einem zu gefallen.

Der König und sein ganzer Hofstaat beehrten die Vorstellung mit ihrer

Gegenwart. Die Königin Anna von Oesterreich, umgeben vom buntfarbigen Kranze ihrer Ehrendamen, saß zur Rechten ihres erlauchten Gemahls, an dessen linker Seite der Cardinal Herzog von Richelieu Platz genommen hatte. Unter den Ehrendamen ragte Mademoiselle Louise de la Fayette durch den Glanz ihrer Schönheit, noch mehr aber durch die Glorie ihrer engelreinen Unschuld hervor. Schon damals hatte Ludwig XIII. eine unwiderstehliche Neigung zu ihr gefaßt. Nicht fern von dem lebenswürdigen Fräulein stand einer der schönsten Männer des französischen Hofes, der Marquis von Cinq-Mars, Hauptmann der Leibgarde und Liebling des Königs, jener Cinq-Mars, dessen Einfluß schon damals den Neid und die Mißgunst des Cardinals erregte; neben Cinq-Mars der Intendant der königlichen Bibliothek, François Auguste de Thou, der älteste Sohn des berühmten Geschichtsschreibers, zwei Leute, deren Freundschaft an die des Damon und Pythias erinnerte. Im Hintergrunde lauerte das verschmitzte Factotum des Cardinals, der berühmte Capuciner Pater Joseph du Tremblay. Zur Rechten des Capuciners sah man Jacques Gaffarel, den berühmten Bibliothekar, zur Linken den Doctor Citois, den ersten Leibarzt Seiner Eminenz. Unter den Zuschauerinnen, die nicht zum Hofstaate gehörten, machte sich vor Allen die damals dreiundzwanzigjährige Marion Delorme, die Geliebte des Marquis de Cinq-Mars, die nach dessen Hinrichtung die Courtisane des Cardinals und nach Richelieu's Tode die Lais des großen Condé wurde, durch den Nimbus ihrer frühlingfrischen Reize bemerkbar. Neben ihr saß Magdalena de Scudery, eine geistreiche, aber grundhäßliche Schriftstellerin, deren Gesicht zu dem ihrer Nachbarin einen so auffallenden Gegensatz, wie die Nacht dem Tage gegenüber, bildete.

Das Stück begann. Aller Erwartungen waren aufs Höchste gespannt, denn der ganze Hof, die ganze Stadt wußte, daß der Urheber dieses Lustspiels kein Anderer, als der Cardinal von Richelieu, der gefürchtetste und verhaßteste Mann Frankreichs war. Es gab — den schwachen König abgerechnet — keinen Zuhörer, der nicht ganz Ohr, ganz Auge gewesen wäre. Der Alleraufmerksamste aber war der Doctor Theophrast Renaudot, dem kein Wort, keine Sylbe entging. Der Cardinal, der dann und wann heimlich hinter dem Rücken des Königs zum Journalisten hinüberblinzelte, versuchte den Eindruck, den eine Scene nach der andern auf ihn hervorbrachte, aus dessen Mienen herauszulesen; der Zeitungsschreiber aber hatte sein Gesicht dergestalt in der Gewalt, daß es selbst in der heitersten Scene unbeweglich ernst blieb, was Seine Eminenz nicht wenig zu verdrießen schien.

Der erste Akt war vorüber und von der Zuhörerschaft im Ganzen sehr günstig aufgenommen worden. Nach kurzer Pause begann der zweite Akt, der nicht minder gut gefiel. Im dritten Akte aber machten sich schon einige Längen fühlbar, die den Gang der Intrigue aufhielten und dadurch den günstigen Eindruck der beiden ersten Akte verwischten. Noch matter und schleppender erschien der vierte Akt; das Auditorium verspürte bereits den Borgeschmack jenes unangenehmen Vergnügens, das man in der nackten, ungeschminkten Sprache der Bourgeoisie kurzweg „Langeweile“ zu nennen pflegt. Im fünften Akte steigerte sich dieses „unangenehme Vergnügen“ von Scene zu Scene dergestalt, daß die Königin, Cinq-Mars, de Thou und überhaupt Alle, die dem Herrn Cardinal im Innern ihrer Seele nicht sehr gewogen waren, diese Gelegenheit benutzten, sich dadurch an seinem unersättlichen Ehrgeiz zu rächen, daß sie sich ganz unverholen in der bei Hofe ohnedies sehr beliebten Kunst zu gähnen übten, was Seine Eminenz immer mehr und mehr in Verzweiflung

brachte. Man erzählt von dem Kaiser Caligula, er habe einst, in einer Umwandlung von Wuth, dem ganzen römischen Volke Einen Kopf gewünscht, um ihn dem Beile des Henkers zu überliefern. Der Herzog von Richelieu befand sich, als er den König neben sich eingeschlafen und die andern Zuschauer rings um sich gähnen sah, in einer ähnlichen Wuth: er hätte, wie er Tags darauf seinem Hof-Lustigmacher Boisrobert gestand, dem ganzen Auditorium Eine Nase gewünscht, um dieser, weil sie die Schönheiten seines Stückes nicht herauszuriechen verstand, eine Million Nasenstüber zu geben.

Der Vorhang fiel. Das Stück war zu Ende. Seine Majestät der König, der bereits allerhuldreichst zu schnarchen angefangen hatte, mußte von der Königin geweckt werden. Als er erwachte, gerubte er, um dem Cardinal seinen Beifall erkennen zu geben, allergnädigst zu applaudiren und zwar so bestig, daß der ganze Hofstaat sich der Etikette halber genöthigt sah, dem königlichen Beispiele à contre coeur Folge zu leisten.

Nach der Vorstellung war noch Ball. Der König gerubte mit dem Fräulein de la Fayette, die Königin mit dem Marquis de Cinq-Mars den ersten Tanz zu tanzen.

— Nun, schönes Fräulein, fragte Ludwig XIII., wie hat Ihnen die Komödie meines Herrn Premierministers gefallen?

— Sire, es fehlt mir an Muth, Ihnen die Wahrheit zu gestehen.

— Fürchten Sie nichts, Fräulein, der Cardinal kann uns nicht belauschen, denn, unwillig über den ungünstigen Erfolg, hat er Unwohlsein vorgeschützt und sich bereits nach Hause verfügt.

— Dann wage ich Ew. Majestät zu gestehen, daß es für Frankreich ein großes Unglück wäre, wenn der Cardinal Herzog von Richelieu nicht größer als Staatsmann wie als Dichter wäre.

— Sie haben Recht, Fräulein, sagte der König.

— Eh bien, Marquis, was sagen Sie zu dieser Komödie? fragte Anna von Oesterreich ihren Tänzer.

— Madame, erwiderte der Cavalier, ich finde das Stück eben so unerträglich als den Urheber desselben.

— Mir aus der Seele gesprochen, Marquis.

— Morgen in frühester Früh werde ich den Doctor Renaudot besuchen.

— Und weshalb?

— Um ihn zu bitten, das langweilige Machwerk in der nächsten Nummer seines Blattes schonungslos durchzubeckeln.

— Und wodurch denken Sie dem Manne so viel Muth einzulößen?

— Durch einen Talisman ...

— Und der wäre?

— Meine Börse!

IV.

Fünf Tage nach der ersten Aufführung der durchgefallenen Komödie erschien in der „Gazette de France“ eine sehr beißende Kritik, die den Cardinal dergestalt in Harnisch brachte, daß er zum Vater Joseph, dem Vertrauten aller seiner Geheimnisse, die Worte fallen ließ:

— Weißt Du, Joseph, wer der Urheber dieser nichtswürdigen Bosheit ist?

— Wer? Wer? fragte der Capuciner.

— Kein Anderer als Cinq-Mars!

— Und was berechtigt Ew. Eminenz zu diesem Glauben?

— Ich habe Gewißheit. Einer meiner Spione hat am andern Morgen nach der Aufführung meines Stückes die Equipage des Marquis vor dem Hause des elenden Zeitungschreibers halten sehen.

— Ah, dann scheint mir Ihr Argwohn vollkommen gerechtfertigt.

— Dieser Cinq-Mars ist mein Todfeind. Früher oder später muß er fallen.

V.

Der Cardinal pflegte Wort zu halten.

Sieben Jahre nach der Aufführung jenes Stückes, am 12. September des Jahres 1642, wurden Frankreichs Drest und Pylades, Henri Coiffier Marquis de Cinq-Mars und François Auguste de Thou, auf dem öffentlichen Markte zu Lyon als Staatsverräter hingerichtet.

Der Cardinal überlebte seinen Feind nur einige Monate. Er starb, achtundfünfzig Jahre alt, am 4. December 1642.

Eilf Jahre später, am 25. October 1653, verschied der erste Journalist Frankreichs, der Doctor Theophrast Renaudot.

Ausgezeichnete Fremde,

welche geruhen, sich während der Ostermesse in Leipzig aufzuhalten.



Das Schriftsteller-Handwerk.

Von Enno Hektor.

Die Nacht mit ihren schwarzen Rabenfittichen ...

Ach was.

Es ist um die Gähnstunde. Papa und Söhnlein sitzen am Kaminfeuer.

Wer ist der Papa?

Der Papa ist ein Rentier ohne Geld. Er mag fünfzig Jahre zählen. Das Auszeichnende an ihm ist, daß er nie seine Kinder geschlagen hat. Augenblicklich ruhen seine beiden Hände auf seinen beiden Knien, und er starrt dabei ins Feuer.

Wer ist das Söhnlein?

Ein Kind-Mann, lang, schmal, voll Bart, erst siebenzehn Jährchen alt. Es ist ein kluger Junge, der viel gelernt hat, aber nichts von seinem künftigen Berufe. Augenblicklich ruht er auf der Vorderkante eines Stuhlsitzes, indem Kopf u. Füße eine gerade Linie bilden, und zwar unter einem Winkel von 45°. Beide Hände sitzen in beiden Taschen und eine Pfeife zwischen den Zähnen.

Still, sie führen ein Gespräch.

Man wundere sich nicht, wenn das Söhnlein manchmal klügere Einfälle hat, als der Papa. In unserer Zeit wird man erst alt und dann jung, d. h. bis zum zwanzigsten Jahre ist man klug, und von da an wird man einfältig.

Aber das Gespräch?

Hier ist es.

— Mein Sohn, sprach der Papa, es wird Zeit, daß Du irgend einen Beruf erwählst. Ich habe kein Geld mehr. Mich dünkt, Du lernst ein Handwerk.

— Ei! erwiderte das Söhnlein.

— Was willst Du werden, mein Junge? Ein Schuhmacher?

— Ich mag kein Schuhmacher werden.

— Ein Schneider?

— Ich mag kein Schneider werden.

— Was magst Du denn?

— Nichts thun und damit Geld verdienen.

— Das geht nicht.

— Es geht. Ich werde Schriftsteller.

— Aber die Schriftsteller müssen viel thun und verdienen nichts damit.

— Hm!

— Und ein Handwerk sollst Du ja lernen. Schriftstellerei — ist das auch ein Handwerk?

— Jetzt — allerdings. Und zum Schreiben gebraucht man die Hand.

— Aber zum Denken?

— Die Bücher. Der fertigste Schriftsteller ist jetzt der, welcher am meisten gelesen hat. An die Stelle der Gedanken sind die Reminiscenzen getreten.

— Was ist's denn mit Genie und Talent?

— Genie — Talent — — pah! Die Großen dieser Erde regieren Länder und Völker, erlassen Gesetze und Verbote, verdienen Geld und Orden, — ohne Genie und Talent. Was sollen denn die Kleinen damit? Ein Schriftsteller, oder, um specieller zu reden: ein deutscher Schriftsteller braucht jetzt nur gewisse Eigenschaften zu besitzen.

— Und diese sind?

— Wer ein deutscher Schriftsteller werden will, muß haben: ein gutes Gedächtniß, ein großes Maul, eine Büffelhaut, viel Eigendünkel und Arroganz, Liebe zur Lüge und zum Widerspruch, Fertigkeit im Hungerleiden, einen geschmeidigen Rücken, ein Reimlexikon, ein Fremdwörterbuch, Talent ...

— Talent?

— Zum Erfinden von originellen ...

— Originellen?

— Titeln und Ueberschriften.

— Welches Fach erwählst Du?

— Wer die genannten Eigenschaften besitzt — und die besitze ich — darf sich mit Allem befassen. Indessen will ich den gewöhnlichen Weg einschlagen.

— Nun?

— Erst Lyriker, dann Dramatiker, und Kritiker vom Anfang bis zu Ende.

— Aber das Bekanntwerden, mein Junge, der Ruf?

— Oho! Man lobt und wird gelobt.

— Nach Deinen Reden zu urtheilen, giebt es in der That nichts Reicheres, als ein deutscher Schriftsteller zu werden.

— So ist es.

— O weh! da werden endlich von hundert Deutschen neunzig und zehn Schriftsteller sein.

— So weit wird es kommen. Ja, ja, wir Deutschen sind ein kluges Volk.

— Wo sollen am Ende aber die Leser herkommen?

— Die Leser? Jeder Schriftsteller wird keinen andern Leser haben, als sich selbst. Bei Vielen ist dies schon jetzt der Fall.

— Wenn nun Alle schreiben, wo bleiben die Thaten?

— Thaten? — O Papa, wie dumm bist Du! Die Deutschen gleichen den Personen in ihren neuen Dramen — sie raisonniren, aber sie handeln nicht.

Gott bessere es.

Ueber den Einfluß der Chemie auf Politik und Literatur.

Eine sehr ernste Vorlesung von A. Weill.

Deutschland und Frankreich haben, außer Marmier und Kellstab, noch manches andere Große erfunden. Der deutschen Reformation hat Frankreich die Revolution entgegenzustellen, der Buchdruckerei die Dampfmaschine, die ein Franzose zuerst dem Kaiser Napoleon vorschlug, dem Pulver das Daguerreotyp, ohne die Streichhölzchen, Theodor Mundt und Lherminier, den die Franzosen Pair-mi-niais heißen, mit zu rechnen.

Das Alles aber ist nichts gegen die neue Erfindung eines Franzosen,

die ihm ein Deutscher streitig macht. Es handelt sich hier weder von Human in Paris, noch von Hoyer in Leipzig, noch haben die neuen französischen und deutschen illustrierten Zeitungen etwas damit gemein, obschon ihre Erfinder, wie ich fürchte, wie alle Genies arm sterben werden. Auch sind die Gummihosen, die sich, wie ein staatsmännisches Gewissen, nach jeder beliebigen Form ziehen, nicht dabei betheiligt. Es handelt sich hier von einem chemischen Streit zwischen dem deutschen Professor Liebig und dem französischen Professor Dumas. Es fragt sich, ob das Heu fünf Theile Fett oder nur zwei und einen halben Theil enthält. Und an dieser Frage hängt eine ganze Welt, wie wir gleich sehen werden.

Le français né malin créa le vaudeville, steht auf dem Pariser Vaudeville-Theater. Ein Franzose änderte das Wort malin und schrieb le français né gamin dafür. Es scheint, als hätte er Recht, denn nach Liebig ist der Franzose Dumas nichts als ein chemischer Gamin. Und nun zur Sache!

Warum ist eine Schlange giftig? Warum ist eine Frau böse? Das sind Hauptfragen. Dumas behauptet, sie sei nur giftig — die Schlange nämlich — weil sie giftige Kräuter verzehrt. Ihre Organisation sei nicht Schuld daran. Liebig dagegen behauptet, die Schlange wäre auch giftig, selbst wenn sie nichts Anderes als Munkelrübenzucker von der Oberdeutschen fräße. Eine Kuh, sagt Dumas, frisst Heu. Dieses Heu hat fünf Theile Fett. Zwei davon gehen ins Blut, anderthalb ins Fett und anderthalb desertiren wieder. — Gott bewahre, sagt Liebig, sie denkt nicht daran. Das Heu hat gar nicht so viel Fett. Die abgehenden und eingehenden Theile sind zwar richtig, aber die Organisation der Kuh macht Alles aus. Zwar gesteht er, daß die Butter besser ist, wenn die Kuh fettes Gras bekommt. Aber das Verhältniß bleibt sich immer gleich, je nach der Güte der Kuh, und eine Schlange bleibt immer eine Schlange, sogar wenn sie die Censur passirt.

Nun aber denke man sich die Consequenzen von Dumas' System, vor dem der deutsche Gelehrte zurückschreckt. Eine böse Frau wäre, nach ihm, nur böse, wenn sie gewisse Speisen verzehrt; die Eifersucht ließe sich kuriren durch Süßwurzeln und einen Hühnererierstock, ein Taubenherz erwirke Liebe, und Sperlingschnäbel eine unaufhaltsame Kufsucht — die Sache ist des Untersuchens würdig. Ich will es versuchen.

Zuerst muß ich ein Bekenntniß ablegen. Unter vielen Sachen, die ich nicht glaube, glaube ich auch nicht an eine böse Frau. Die Bosheit einer Frau entspringt aus der Eifersucht oder aus ihrem Nichtgeliebtwerden. In beiden Fällen ist sie ihr gewiß zu verzeihen. Unsere Frauen scheinen mir vielmehr zu gut, sie lassen sich viel zu viel gefallen, ohne sich zu rächen. Wären sie nicht gut, man würde sie nicht so menschenwidrig behandeln und die Schönheit, wenn sie mit Armuth gepaart ist, zur Prostitution zwingen. Wäre ich ein Weib, ich würde mich schrecklich zu rächen suchen! — Ich wiederhole, es giebt keine böse Frau; ich kenne nur langweilige, und auch diese sind es mehr durch sogenannte Bildung und eingeimpfte Sprödigkeit, als durch die Natur.

Der Einfluß der Küche beschränkt sich, nach Dumas, auf die angeborenen Leidenschaften und Schwächen. Es fragt sich alsdann, ist Eifersucht, Neid, Geiz, eine angeborene Leidenschaft? Sicherlich nicht. Die Natur ist gut, nur die Gesellschaft macht sie schlecht. Aber eben dies leugnet Liebig. Dumas ist Sozialist, Liebig ist Mitarbeiter an der Allgemeinen. Er muß die Güte des Heues leugnen, um die Natur schlecht zu machen. Der Mensch,

Das heißt die Kuh, ist nach ihm zu so viel Butter geboren, meistens, um geschlachtet zu werden zum allgemeinen Besten. Das Heu darf noch so gut sein, die Presse darf sogar frei sein, die Kuh giebt darum doch nicht mehr Butter, wenn ihre Organisation schlecht ist, das heißt, wenn sie eine Republikanerin ist, und somit muß Alles beim Alten sein Bewenden haben. Wo ist nun die Wahrheit? Könnte man nicht die Experimente dieser Kapitalkuh an einer deutschen Zeitung machen?

Andererseits ist es eine ausgemachte Sache, daß die Nahrung großen Einfluß auf den Geist und die Dummheit hat. Ein Wiener ist um zehn Wiener Würste beschränkter als ein Berliner, ein Frankfurt-am-Mainer ist höchstens um eine Kanne bairisch Bier gescheidter als ein Baier. Von dem ganzen deutschen Volke sagt Mirabeau, und wenn er's nicht sagt, sage ich's, *j'espère peu d'un peuple qui fait six repas par jour*. Es ist ferner eine ausgemachte Sache, daß, seitdem unsere Literaten so gut und so viel essen und trinken, die Literatur immer österreicher und bairischer wird. Und wenn es bis jetzt noch wenig deutsche Schriftsteller dahin gebracht haben, Feuer und Dramatik in eine kurze Novelle zu legen, so geschah dies aus Ueberfluß an Beefsteaks und bairischem Biere.

Es fragt sich aber nach Dumas, ob die geistige Nahrung auch noch Einfluß auf den Geist habe. So z. B. wenn man Rousseau gelesen, handelt es sich darum, zu wissen, wie viel Theile ins Blut gehen, wie viel abgehen und wie viel ins Fett dringen. Je mehr geistige Nahrung man zu sich nähme, desto geistvoller müßte man werden. Nun giebt's Leute, sie dürfen Alles lesen, was je Schönes und Großes geschrieben wurde, sie bleiben dennoch dumm. Jedoch ist es möglich, daß eine Verdauungsunfähigkeit daran Schuld ist.

Das System Dumas' aber läßt sich noch viel weiter ausdehnen. So z. B. wäre nachzuweisen, daß ein censirtes Volk eine ganz andere Kost haben müsse, als ein Preßfreiheit habendes. Die Speise zwischen Regierenden und Regierten müßte ebenfalls verschieden sein. Ersterem würden wohl nur gepfefferte Speisen, Hochwild und Plumpudding anzurathen sein, Letzterem muß Speisen in Milch gekocht, und revolutionirte gar ein Volk, so müßte man ihm Hasenbraten und eine Opiumcigarre verordnen; hat doch Moses Speisegesetze gegeben, warum sollten das nicht auch unsere Gesetzgeber thun? Daß in der Speise eines Volkes seine politische Zukunft liegt, ist gar nicht so paradox. Wenn die Deutschen Champagner statt Bier tranken und Charlotte russe statt Knödel äßen, hätten wir schon längst Deffentlichkeit und Mündlichkeit.

Eine nicht minder wichtige Frage wäre die: Was hatte Herwegh gegessen, als er seinen Brief an den König schrieb? Was hatten die Brandenburgischen Landstände getrunken, als sie die Weiber emanzipirten und sie Theil nehmen ließen an den Prügeln der Polizei? — Ein Mann giebt mir eine Ohrfeige. Herr, frage ich ihn, was haben Sie heute gegessen? Warum nicht? Ein großer Philosoph behauptet, alle Tyrannei rühre von Magenverstopfung her. Ich glaubte immer, sie läge in der Gehirnverstopfung. Doch das wäre eins, denn Tyrannei und Dummheit sind so synonym als Frankfurt am Main und Langeweile.

Liebig läugnet dies Alles. Er hält sich jetzt in Berlin auf, um dort Experimente zu machen. Ich habe ihm alle diese Consequenzen berichten lassen. Er lächelte. Glauben Sie mir, sagte er, die Speise hat nicht den geringsten Einfluß auf Politik und Literatur. Livius berichtet von einem Könige, der jeden Tag Champagner getrunken und böhmische Fasanen gegessen,

und der dessen ungeachtet einen dummen Streich nach dem andern gemacht habe. Professor Leo z. B., fügte er hinzu, ißt bloß koschere Speisen, obschon er getauft ist, und leidet dennoch an einer vollkommenen Geistesverstopfung. Theodor Mundt, der nur Teltower Rüben für seine Staatsprofessorwürde verzehrt, hat die Literaturgicht. Der Einfluß der Speisen ist rein neutral. Die Organisation macht Alles. Ein Pariser, der Preiselbeeren ißt in dem Lande, wo die Kartoffeln blühen, wird deswegen nicht gut preußisch gesinnt, höchstens lernt er das Maul halten, besonders wenn kein Zucker daran ist, nämlich an den Preiselbeeren. Das bairische Bier ist keinesweges Schuld an der Walthalla, höchstens das Bockbier. Und wenn Raupach auch Mustern verzehrt und *salade à la homard*, so riechen seine Stücke doch nach Kartoffelbrei.

Quod non, sagt Dumas. Seht einmal unsere schlechtesten Literaten in Paris, ob sie nicht mehr Witz und Darstellungskunst haben, als Cuere sogenannten guten. Ein Aristokrat in Paris ist in Deutschland noch ein Demagog, und unsere Septembergesetze sind Honig gegen Cuere lebenslängliche Untersuchungen und Zeitungsconzessionen. Und das Alles entspringt aus der einen Frage: ob das Heu fünf oder nur zwei und einen halben Theil Fett hat. *Pends-toi, Figaro, tu n'as pas trouvé cela!*

Schablonen zu Theater-Kritiken.

Von F. E.

(Szene an der Cassé des Hoftheaters zu, angekündigt ist „Jakob und seine Söhne“, Jakob Herr N. N. als Gast.)

Schusterjunge (aufzählend). Acht — gute — Groschen.

Cassirer. Hier ist das Billet.

Schusterjunge. Billet? — Ich brauche kein Billet.

Cassirer. Versteht sich, sonst kommt Er nicht herein.

Schusterjunge. Das will ich auch gar nicht; meine Meisterin hat mir acht Groschen geschenkt, ich möchte dafür ins Theater gehen. — Wie ich nun hierher komme, lese ich, daß Herr N. N. den Jakob singt, und da gebe ich lieber die acht Groschen, wenn ich nur nicht hinein zu gehen brauche.

* Handelsbericht. *

— — — — — Baumwolle, sehr gesucht, kein Vorrath, vorzüglich sind nach große Quantitäten verkauft worden, weil jetzt am dortigen Theater ein Herr N. N. in der Oper gastirt, und das Publikum nie, ohne einigen Vorrath davon bei sich zu haben, die Oper besucht.

* Gallerie = Scene. *

Erster Junge. Aber sage mir nur, Gottlob, warum sie heute nicht klatschen, wenn der Belisar singt?

Zweiter Junge. Dummer Kerl, siehst Du nicht, daß sich Alle mit beiden Händen die Ohren zuhalten? Womit sollen sie denn klatschen?

Zapfenstreich.

Dresden. Eine höchst erfreuliche Erscheinung ist es, daß in der zweiten Kammer der Hauptredner gegen die Censur, der unermüdlichste und gewandteste Kämpfer für die Presse, der Abgeordnete Oberländer, selbst Censor ist. Ein Anderer aber ver-

langt Pressfreiheit mit Censur, oder — was dasselbe sagt — einen weißen Rock von schwarzem Tuche. (Locomotive.)

Das Gastspiel des Fräuleins Charlotte von Hagn findet hier große Theilnahme. Die Künstlerin, welche mit Recht den Namen der deutschen Dejazet verdient, hat durch den Reiz ihrer Erscheinung, wie durch die Vollendung ihres Spieles, Alles entzückt. Oft wurde sie inmitten der Szene stürmisch gerufen. (Will denn nicht Fräulein von Hagn auch einmal in Leipzig gastiren?)

Frankfurt. Mehrere angesehene Juden im Königreiche Polen lassen bei dem hiesigen Maler Oppenheim ein Gemälde anfertigen, das als Geschenk für den Kaiser von Rußland bestimmt ist. Es stellt den Cyrus dar, wie er den Juden die Freiheit wiedergiebt.

In Nummer 4 der vom Dr. S. Zirndorfer redigirten „Frankfurter Blätter“ liest man folgende Apotheose des Kaffees: »Kaffee ist der Champagner der Frauen, der Nektar der Unsterblichkeit, der Göttertrank, der sie der rauhen Wirklichkeit entführt und ihre Fantasie mit fröhlichen Bildern umtändelt; das Danaidenfaß ihrer geselligen Unterhaltung, aus dem immer geschöpft wird; der unzertrennlche Gefährte ihres Lebens, der Vermittler im ehelichen Bunde, der Tröster in den Stürmen des Schicksals, der erquickende Mairegen für ihre erstarrten Herzen; er ist ihr Hausfreund und Tischgenosse. Die Frauen lieben den Kaffee nicht allein, weil er männlichen Geschlechtes, sondern weil sie ihn, wie die Männer, auf glühende Kohlen zu setzen pflegen.« *)

Hamburg. Herr François Wille ist vor Kurzem von der Redaktion der „neuen Zeitung“ zurückgetreten. Als Rom so häufig seine Imperatoren wechselte, war es dem Untergange nahe. Dessenungeachtet wollen wir das keinesweges von der „neuen Zeitung“ befürchten.

Leipzig. Nach amtlichen Berichten hat sich hier die Zahl der Pressen seit 1836 mehr als verdoppelt. Im Jahre 1836 waren in Leipzig 570 Setzer und Druckergehilfen, im Jahre 1840, wo mehrere Maschinen im Gange waren, die viele Arbeiter entbehrlich machen, 631 Setzer und Drucker beschäftigt. Auch die Zahl der Buchhandlungen ist seit einer Reihe von Jahren gestiegen. Im Jahre 1830 gab es 84, im Jahre 1839 aber 120. Im Jahre 1840 wurde weit über ein Drittheil mehr gedruckt als 1837. Die Zahl der in ganz Sachsen erscheinenden Zeitschriften und Wochenblätter hat sich seit 1836 außerordentlich vermehrt. Es wurden in sechs Jahren 184 Conzessionen zu Zeitschriften ertheilt, ein Verhältniß, wie es wohl kaum in einem andern Lande von gleichem Umfange stattfindet. (Ueberhaupt legt man der Presse nirgends weniger Fesseln als in dem freisinnigen Sachsen an.)

Am 22. v. M. gab Herr Julius Becker, unterstützt durch das große Orchester und den Gesangverein Orpheus, sein erstes Conzert im Gewandhause. Wir hörten von ihm seine Symphonie in Es, die er schon früher einmal in der Cunterpe aufzuführen ließ, ausgezeichnet durch ansprechende Instrumentation und großen Melodienreichtum, wenn man auch dem Ganzen eine mehr concentrische Einheit in der Durchführung der musikalischen Idee wünschen mußte, und hin und wieder Anlehnung an schon Vorhandenes sich nicht verkennen ließ. Höchst originell und lebendig erschienen dagegen seine Zigeuner, eine Rhapsodie in sieben Gesängen, ganz geeignet, den Hörer in jenes wunderbar bewegte, geheimnißvolle Treiben mit fortzureißen. Die Naturlaute des heimathlosen Geschlechts in Schmerz und Freude schienen uns tief und innig wiederzugeben. Als besonders gelungen heben wir Nr. 1, 4 und 7 hervor. Außerdem hörten wir von ihm mehrere jener gemüthvollen, reizendmelodiösen Lieder, durch welche sich Herr Julius Becker schon längst viele Freunde und Verehrer erworben hat. Das Ganze beschloß auf eine sehr würdige Weise Mendelssohns 114ter Psalm. Orchester und Gesangverein bedeckten sich mit gewohntem Ruhme. Der gefüllte Saal bezeugte die rege Theilnahme des Publikums; lebhafter Beifall krönte die Bestrebungen des jungen, selbstdirigirenden Componisten.

In Nummer 112 des „Leipziger Tageblatts“ befindet sich folgende Anzeige: »Denjenigen Herrn, welcher an Dettinger's „Charivari“ so viel Gefallen findet, daß er die bei mir ausgelegten Nummern dieses Journals immer einsteckte und mitnahm, ersuche ich eben so ergebenst als höflichst, dasselbe der Kürze wegen doch lieber gleich von dem Verleger, Herrn Ph. Reclam jun., zu beziehen, damit ich von seiner Liebhaberei keinen Nachtheil habe, weil mir dieses Journal nicht eigenthümlich gehört. J. H. Zill, im Tunnel.« (Herr Zill hat vollkommen Recht.)

London. Bei dem großen Gastmahle, das neulich der Lord-Mayor gegeben, hatte der französische Gesandte einen Toast ausgebracht, worin folgende Stelle vor-

*) Ich für meinen Theil glaube, die Damen lieben den Kaffee bloß darum, weil sie ihn, wie den Männern, leicht etwas weiß machen können. E. M. D.

Lam: »Durch die Eisenbahn wird man in fünfzehn Stunden von Paris nach London gelangen. Dann werden wir durch alle Bande des bürgerlichen Lebens verbunden sein; wir werden alle Vergnügungen, alle Unternehmungen theilen und Frankreichs Söhne werden Englands Töchter heirathen.« — Warum, fragte John Bull, sagte er nicht, daß Englands Söhne Frankreichs Töchter heirathen werden? Weil Englands Töchter, sagte sein Tischgenosse, mehr Guineen als Frankreichs Söhne Schillinge haben!

•• Neben den schon bestehenden Pfennigmagazinen „Punch“, „Toby“ und „Toby“ erscheinen seit Kurzem zwei Journale, von denen das Eine „Pictorial Times“, das Andere „Illustrated London News“ heißt. Die Kosten des letztern Journals sind so bedeutend, daß zur Deckung derselben nicht weniger als 15000 Exemplare gehören, eine Spekulation, die Jedem, welcher rechnen kann, etwas riskant erscheint.

New-York. Die Amerikaner haben eine neue Zeitungsgattung erfunden. Seit Kurzem erscheint hier unter dem Titel „The Handkerchief“ (das Taschentuch) eine neue Zeitung, die fast so groß wie ein Taschentuch, und nicht auf Papier, sondern auf Kattun gedruckt ist. Hat man das Taschentuch gelesen, so läßt man es waschen und benützt dann den Kattun als Tisch- oder Taschentuch.

Paris. In Nummer 30 des „Charivari“ war die Nachricht mitgetheilt, daß der Graf Ribbing, einer der Mitverschwornen Ankarström's gegen Gustav III. von Schweden, hier in hohem Alter im Exil gestorben sei. Es wird jetzt erzählt, daß der verstorbene Graf bei der Aufführung der Oper „Gustav“ habe zugegen sein wollen, um sich von der historischen Treue des Maskenballes, auf dem jene That geschehen, zu überzeugen. Bei dem Einsteigen ins Cabriolet, das ihn ins Theater führen sollte, sei er aber gestolpert und habe sich dabei so verletzt, daß er seit jener Zeit sich ununterbrochen unwohl gefühlt habe und endlich in die Krankheit verfallen sei, an der er vor Kurzem gestorben ist. (Wenn dies mehr als ein Puff ist, so bleibt der Zufall höchst bemerkenswerth.)

Petersburg. Horaz Bernet hat von dem Kaiser von Rußland den Auftrag erhalten, ein Bild von der Eroberung von Warschau anzufertigen, wofür er 200,000 Frs. erhalten soll.

Troyes. Seit einiger Zeit kann man hier keinen Zimmermann finden, der sich dazu verstehen will, ein Schaffot aufzurichten, damit die Todesurtheile vollzogen werden können. Um diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen und in Gemäßheit des Gesetzes vom 22. Germinal Jahr IV. (11. April 1796), welches die Beamten ermächtigt, die Arbeiter, jeden nach der Reihe, zu requiriren, um die erforderlichen Arbeiten zur Vollziehung der Urtheile zu verrichten, hat der königl. Procurator des Assisenhofes des Aube-Departements sich die Namen der Zimmerleute in Troyes zustellen lassen. Der Name eines jeden von ihnen ist in eine Urne gelegt, damit das Loos entscheide, in welcher Ordnung ein jeder aufgefördert werden soll. Die Zuwiderhandelnden werden nach dem Gesetz im ersten Falle vor das Gericht der einfachen Polizei und im Rückfalle vor das correctionelle Polizeigericht gestellt werden.

Wien. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß die letzte Quadrille, die der verstorbene Kapellmeister Johann Lanner componirt hatte (sie war sein Opus 199) den ominösen Titel führt: Rouge ou noir (Roth oder todt!)

Geschwind, was giebt's Altes?

— L. Thraber, ein Halle'scher Musensohn, wurde im vorigen Jahrhundert zum Doctor creirt, nachdem er seine Inaugural-Abhandlung „Vom Fenster-Einwerfen“ (de excussione fenestrarum) öffentlich vertheidigt hatte.

— Racine erhielt von Ludwig XIV. 4000 Louisdor auf ein Mal zum Geschenk. Dergleichen Macene sind jetzt ziemlich selten geworden, aber nicht seltener die Racine's, bemerkt der „Gesellschafter“.

— Der Mufti der Türken führt folgenden Titel: „Oberster Priester des Islams, Weisester der tieforschenden Weisen, Vortrefflichster im vortrefflichen Kreise, Aufdecker der Glaubenschwierigkeiten, Auflöser der Wahrheitsstreitigkeiten, Schlüssel der Feinheiten der Wahrheiten, Laterne des Erkenntnißschages voll Klarheit, geleitet durch die Leitung Gottes u. s. w.“

— Der Rektor der im Jahre 1348 gestifteten Universität zu Wien wurde in früherer Zeit „Durchlauchtigster Meister der sieben freien Künste und oberster Schulmeister in Wien“ genannt.

— Im alten Rom wurde jedem Verleumder, der eine ehrenrührige Anklage nicht beweisen konnte, ein K. (Calumnia) in die Stirn gebrannt. Wenn noch heut zu Tage jeder falsche Ankläger auf diese Weise gebrandmarkt würde, wie viele Menschen liefen dann mit einem eingebrannten K. auf der frechen Stirn umher?!

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

